

Helmuth Berking, Jochen Schwenk

HAFENSTÄDTE

Bremerhaven und Rostock
im Wandel

Interdisziplinäre
Stadtforschung

campus

Hafenstädte

Interdisziplinäre Stadtforschung

Herausgegeben vom Forschungsschwerpunkt »Stadtforschung«
an der TU Darmstadt

Band 4

Helmuth Berking ist Professor für Soziologie an der TU Darmstadt. *Jochen Schwenk* ist dort wissenschaftlicher Mitarbeiter.

Helmuth Berking, Jochen Schwenk

Hafenstädte

Bremerhaven und Rostock im Wandel

Campus Verlag
Frankfurt/New York

© Campus Verlag GmbH

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.
ISBN 978-3-593-38861-8

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne
Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen,
Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Copyright © 2011 Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main.

Umschlaggestaltung: Guido Klütsch, Köln

Satz: Liza Mattutat, Darmstadt

Druck und Bindung: Beltz Druckpartner, Hemsbach

Gedruckt auf Papier aus zertifizierten Rohstoffen (FSC/PEFC).

Printed in Germany

Besuchen Sie uns im Internet: www.campus.de

© Campus Verlag GmbH

Inhalt

Vorwort.....	7
1. Hafen und Stadt	9
2. Bremerhaven.....	41
a. Verortung.....	41
b. Geschichte	77
3. Hansestadt Rostock	123
a. Verortung.....	123
b. Geschichte	151
4. Texturen: Mittler zwischen Wandel und Tradition.....	219
5. Wenn Bremerhaven nicht Rostock ist.....	255
Literatur.....	265

Vorwort

»Hafenstädte« – ein Wortbild mit starkem Erinnerungswert und schwachem Realitätssinn? Wer denkt nicht sofort an Schiffe und Meer, an ferne Länder und wundersame Produkte, kurz, an einen besonderen Typus der Stadt, der durch den Hafen als »Tor zur Welt« bestimmt worden ist? Was allerdings angesichts der historisch längst vollzogenen Trennung von Hafen und Stadt, der Containerisierung und Rationalisierung der Hafenwirtschaft, der Krise des Schiffsbaus und der Hochseefischerei aus diesem Typus der Hafenstadt geworden ist, ist eine der Leitfragen dieses Buches.

Die Untersuchung geht zurück auf ein im Sommersemester 2006 und Wintersemester 2006/2007 am Institut für Soziologie der TU Darmstadt durchgeführtes Lehrforschungsprojekt mit dem Titel »Soziologie des Ortes«.

Im Kern dieses gemeinsam mit Studierenden durchgeführten empirischen Projekts stand das Interesse am Potenzial des Lokalen. Sind die Orte – einer Tabula rasa gleich – den großen, gesellschaftlichen Entwicklungstendenzen preisgegeben, die sich dort völlig ungehindert einschreiben, oder besitzt das Lokale Ressourcen, mit denen es jeweils eigene Antworten hervorbringen kann?

Hafenstädte schienen die geeigneten Orte zu sein, um diese Fragen zu bearbeiten. Auf der Grenze zwischen nationalem Territorium und Meer gelegen, übernehmen sie die Funktion von Schleusen, durch die die Warenströme in die Weiten des globalen Welthandels entlassen oder umgekehrt: durch die hindurch die Waren in die nationalen Märkte eingespeist werden. In den Hafenstädten kreuzen sich verschiedene Bewegungsrichtungen, dort kommt gleichzeitig zusammen und wird getrennt. Das macht diese Städte zu besonders fragilen, zu besonders empfindsamen Orten.

»Deindustrialisierung«, »Tertiärisierung«, »Globalisierung« – mit diesen Begriffen sind einschneidende Verschiebungen und Veränderungen im Gefüge der Weltgesellschaft bezeichnet, die gleichzeitig deutliche Spuren in

den Hafenstädten hinterlassen haben: Danach war nichts mehr wie zuvor. Das lässt sich auch an der Geschichte von Bremerhaven und Rostock ablesen. Aber wie haben diese Städte auf die Herausforderungen der De-industrialisierung reagiert?

Diese Frage war den Studierenden für ihre Forschungsarbeit mitgegeben. Erforscht werden sollten die jeweils lokalspezifischen Umgangsformen mit den Krisen der Hafenökonomie von Rostock und Bremerhaven. Dazu wurden Statistiken und Webplattformen ausgewertet, Literatur bearbeitet, Onlinebefragungen durchgeführt sowie jeweils zwei Forschungsreisen in die beiden Städte unternommen, um eigene empirische Daten durch Beobachtungen und ExpertInneninterviews zu erheben.

Wir danken allen Beteiligten des Lehrforschungsprojekts – Luisa Bellmann, Markus Bormuth, Yasmine Coban, Stefan Förster, Sebastian Friedel, Thomas Kühner, Alicia Metz, Antje Steffens und Christina Stein – für die ebenso konstruktive wie produktive Zusammenarbeit. Darüber hinaus haben Antje Steffens, Christina Stein und Sebastian Friedel weitere Materialrecherchen und Berichte erstellt, die in diese Veröffentlichung eingegangen sind. Liza Mattutat, Jonathan Kropf und Heike Kollross übernahmen das schwierige Geschäft des Korrekturlesens und Liza Mattutat hat schließlich auch die Rohfassung des Textes in ein druckfertiges Manuskript umgewandelt. Ihnen allen sei an dieser Stelle herzlich gedankt.

Darmstadt im Dezember 2010

*Helmuth Berking
Jochen Schwenk*

1. Hafen und Stadt

Ist von »Hafenstädten« die Rede, sind Bilder von Seefahrerromantik und käuflicher Liebe, von trinkfesten Männern und ewigen Abschieden schnell bei der Hand. Das »bunte Treiben« im Hafen bildete einst den Mittelpunkt des städtischen Lebens, färbte die Atmosphäre der Stadt, bestimmte ihre Klangform wie ihre Gerüche, ihren Rhythmus wie ihre Gerichte. Mit magischer Kraft und vermittelt durch Lieder und Texte, durch Tradition und Geschichte, durch Artefakte und steingewordene Arrangements hält sich ein kulturelles Stereotyp am Leben, das einmal in der Anschauung der physischen Präsenz von »wirklichen« Hafenstädten das Material fand, aus dem es als Denkbild hervorging. Als »Nostalgie für die Gegenwart« hat Frederic Jameson (1989) ein Wahrnehmungsschema charakterisiert, das den Betrachter in eine Welt zurückschauen lässt, in der er niemals zu Hause gewesen ist.

Auch dem Bewohner und dem Besucher begegnet die Hafenstadt heute als nostalgische Gegenwart einer Vergangenheit, die sie nie verloren hat, was beides, die Sehnsucht und den Erlebnishunger nur umso heftiger anregt. Denn in der Regel haben die Häfen ihre Städte längst hinter sich gelassen, gehen Hafen und Stadt getrennte Wege. Zurück bleiben Brachen und Leerstellen im Zentrum der Stadt, Silos und Lagerhäuser, jene berühmten Hafenviertel, Kais und Docks, kurz, gewaltige, direkt von der früheren Hafenfunktion herrührende Infrastrukturen, die der Stadt ihre räumliche Gestalt gaben. Zurück bleiben freilich auch Images und Geschichten, Traditionen und kulturelle Dispositionen, die sich für die Entwicklung der »Hafenstadt ohne Hafen« nun zum Leitbild einer maritimen Kultur verdichten, das für die funktionslos gewordenen Infrastrukturen neue, eng an die maritime Vergangenheit anschließende Nutzungen vorsieht. Erst die Trennung von Hafen und Stadt, so scheint es, schafft den realen wie symbolischen Spielraum, die Stadt als »Hafenstadt« neu zu erfinden.

Häfen, insbesondere Seehäfen, sind für den globalen Warenverkehr das, was die *Global Cities* für die Finanzmärkte sind: Logistik- und Distributionszentren, Knoten- und Kontrollpunkte des Güteraustausches. Dass über 90 Prozent des globalen Güterverkehrs durch die Handelsschifffahrt realisiert werden, lässt die geostrategische Bedeutung des Hafens anschaulich ins Relief treten. Nicht die Häfen, die heute als industrietechnische Großanlagen betrieben werden, sondern die Städte sind das Problem. Denn mit der sukzessiven räumlichen Separierung von Hafen und Stadt gehen radikale Formwandel einher. Der Hafen verliert seine urbane Struktur. Nun gilt, wie für jeden Industriebetrieb, auch hier: »Betreten verboten«. Die Stadt aber verliert nicht nur den Kernbereich ihrer lokalen Ökonomie; die räumliche, auf den Hafen zentrierte Anlage der Stadt und ihre Infrastruktur werden selbst zur Herausforderung. Und mehr noch: auch jener für die Hafenstadt typische – weil auf die Vermittlung von lokalen städtischen Netzwerken und globalen Räumen bezogene – Sinnhorizont städtischer Kultur hält dem Strukturwandel von Hafen und Stadt nicht unbeschadet stand.

Lässt sich angesichts dieser Entwicklungen überhaupt noch von »Hafenstadt« sprechen? Ist der distinkte Typus der Hafenstadt nicht längst historische Reminiszenz? Als Merkmale werden typischerweise genannt: die geographische Sonderstellung der Vermittlung zwischen Land und Meer, die räumliche, nicht nur auf Leuchttürme, Schleusen, Kais und Stapelplätze bezogene Gestalt der Stadt, die Dominanz von Handel, Verkehr und Logistik, die Ausbildung einer branchenspezifischen, auf das Meer bezogenen Berufsstruktur sowie die ihr korrespondierenden kulturellen Dispositionen. Stadtgestalt und Stadtkultur zeigen eine besondere Prägung. Das macht sie zur Hafenstadt.

Städtetypologien sind Abstraktionen, symbolische Verdichtungen und gedankliche Steigerungen empirischer Phänomene, die ihrerseits auf ein Drittes verweisen und dessen Repräsentation zugleich rahmen. In diesem Buch aber geht es nicht, zumindest nicht vorrangig, um *die* Hafenstadt als Typus. Im Mittelpunkt steht vielmehr die Beschreibung der singulären Beschaffenheit, die Analyse der individuellen Gestalt zweier Städte, die auch Hafenstädte sind oder es zumindest einmal waren. Wir wählen Bremerhaven und Rostock – zwei Hafenstädte, die bedeutende geostrategische Positionen in ihrer jeweiligen Region einnehmen und über den maritimen Verkehr buchstäblich mit der ganzen Welt vernetzt sind, zugleich aber auch entscheidende demographische und soziale Problemfelder teilen – als

empirische Fallstudien, um nach der »Eigenlogik der Städte« (Berking/Löw 2008; 2005; Löw 2008) zu fragen.¹

Die Orientierung auf die Eigenlogik der Städte hat weitreichende Implikationen. Sie nimmt das in der Alltagswelt so selbstverständliche Wissen, dass Hamburg nicht London, Rostock nicht Vilnius ist, sich Städte sowohl durch ihre geographische Lage wie in ihrer materialen Struktur und Anlage, in ihrer Geschichte, ihrer Lebensqualität und den Images, die sie hervorrufen, unterscheiden, beim Wort und lässt sich von der starken Annahme leiten, dass jede Stadt in dem Zusammenspiel von kulturellen Traditionen, materialer Umwelt und räumlicher Form, von Dispositionen und ästhetischen Codierungen die ihr und nur ihr eigene symbolische Ordnung hervorbringt. Die konzeptionelle Idee kann zunächst als kritischer Einwand gegen typische Perspektiven der Stadtforschung so pointiert werden: Es gilt, nicht länger und ausschließlich *in* den Städten gesellschaftliche Probleme zu erforschen, sondern die *Städte* selbst und diese im Unterschied zu jener Stadt zum Gegenstand der Analyse zu machen.

Um das Rätsel der Städte zu lösen, bedarf es einer vorgängigen Verständigung darüber, was die »Stadt« als Objekt und Gegenstand des Wissens denn sei. »Stadt« wird als eine spezifische Vergesellschaftungsform, genauer: als raumstrukturelle Form der Organisation von Größe, Dichte und Heterogenität gefasst. Versteht man »Stadt« als räumliches Strukturprinzip, als Form, die Verdichtungsphänomene organisiert und reglementiert, ergeben sich gewichtige Konsequenzen gerade im Hinblick auf die typischen Strategien der Gegenstandskonstitution. »Stadt« ist dann nicht einfach Kommunikation, Interaktion, Lebensstil, Milieu, »Stadt« ist nicht »face to face«, »Stadtteil«, Identität, Wirtschaftszentrum oder Habitus etc. Alle *inhaltlichen* Zugriffe kommen hier zwangsläufig zu *früh*. Denn die lokal-spezifischen Differenzen zwischen »Musikstadt« und »Bierstadt« etwa, sagen wir zwischen Wien und Dortmund, wären ihrerseits erst als Effekte der internen Differenzierungs- und Verdichtungsleistungen zu verstehen (Vgl. Berking 2008: 20). »Eigenlogik« markiert dann den für *diese* Stadt typischen Modus der Verdichtung von bebauter Umwelt, Material- und Stoff-

1 Inhaltlich schließen die folgenden Überlegungen an den Darmstädter Stadtforschungsschwerpunkt zur »Eigenlogik der Städte« an. In einem ersten konzeptionellen Zugriff hat Martina Löw dieses Theorieprogramm unter dem Titel einer »Soziologie der Städte« (2008) mit einem Vergleich der Stadtbilder von Berlin und München fruchtbar gemacht; vgl. auch Silke Steets (2008), die die »eigenlogischen« Muster der Kulturszene Leipzigs analysiert.

strömen, Verkehrs- und Menschenströmen. Das »Was« und das »Wie« von Verdichtung und Heterogenisierung, so die zentrale These, führen zu Selektion, Neuschöpfung und Institutionalisierung von städtischen Ordnungsmustern und Sinnbezügen, die nicht nur die »individuelle Gestalt« dieser Stadt im Unterschied zu ... prägen, sondern auch den Möglichkeitsraum der Stadt selbst strukturieren. Wenn nicht alles und überall »Stadt« ist, müssen sich Sinn Grenzen in den »Routinewirklichkeiten der Alltagswelt« (Berger/Luckmann 1980) beschreiben, muss sich die(se) Stadt als Sinneinheit rekonstruieren lassen. Und es ist dieser analytische Blick auf das Ganze der Stadt, der es erlaubt, das besondere Beziehungsgefüge zwischen räumlicher Organisation, bebauter Umwelt und kulturellen Dispositionen als einen lokalen Sinn- und Handlungshorizont zu thematisieren.

Wer nach der Eigenlogik der Städte fragt, setzt sich schnell dem Verdacht aus, die letzten Dekaden der sozial- und kulturwissenschaftlichen Theorieentwicklung verschlafen zu haben. Angesichts jener im Zeichen der »Globalisierungsdiskurse« hochgetriebenen Topoi von »Weltgesellschaft«, »Global Society«, »the world as a single place« etc., mutet das Ansinnen, sich lokalen Sinnhorizonten zuzuwenden, wie eine Schnapsidee an. Von *Global Cities* als Kommandozentralen der Weltwirtschaft, von Fließräumen und globalen Netzbildungen, deren Effekte gerade darin bestehen, den distinkten Charakter nationaler Gesellschaften und lokaler Kulturen verblassen zu lassen, ist allenthalben die Rede. Die banale Einsicht hingegen, dass »niemand in der Welt im Allgemeinen lebt« (Geertz 1996: 262), dass Ortsbewusstsein und Orientierungssinn, kurz: »senses of place« (Vgl. Feld/Basso 1996) gleichsam zur *Conditio humana* gehören, ist wenig bedacht worden. Eine vergleichbare Problemkonstellation lässt sich für die Stadtforschung konstatieren. Auch hier kann man ganz unaufgeregt feststellen, dass, abgesehen von der Geschichtswissenschaft, der Analyse der konkreten Stadt wenig Aufmerksamkeit zuteilwurde, die Stadt eher als Austragungsort für gesellschaftliche Probleme jedweder Art, denn als eigensinniges Thema und eigensinniger Gegenstand der Forschung von Interesse war. In beiden Fällen führt die konzeptionelle wie empirische Vernachlässigung des »Lokalen« zu interessanten Verwerfungen. Während die einen das »Globale« als oberste Referenz für die Analyse neuer räumlicher Formen der Vergesellschaftung wählen und so den lokalen Kontext als von außen determinierte Einheit in den Blick nehmen, neigen die anderen ebenfalls dazu, »Stadt« von außen zu thematisieren und auf die Funktionslogik von »Gesellschaft« zu reduzieren.

Vor diesem Hintergrund lassen sich die Motive ebenso wie die Perspektivverschiebungen zum Lokalen, die mit dem Konzept der Eigenlogik der Städte verbunden sind, genauer beschreiben. Wir werden zunächst in groben Strichen die raumtheoretischen Dimensionen des Globalisierungsdiskurses skizzieren, um so den Perspektivwechsel vom Globalen zum Lokalen, von der Soziologie der Globalisierung zu einer Soziologie des Ortes plausibel zu machen. Die Soziologie des Ortes wird als ein städtevergleichendes, stadtsoziologisches Unternehmen konkretisiert, das unter dem Stichwort »Eigenlogik der Städte« nach dem kontextgenerierenden Potenzial des Lokalen fragt (I). Im Anschluss werden die für die Analyse der Stadt als raumstrukturelle Form der Verdichtung und als lokale Sinninheit zentralen Konzeptbegriffe – »Gestalt«, »Imaginäres«, »Image«, »kumulative Textur«, »Doxa« – erläutert (II), um dann den Typus der Hafenstadt in der Absicht zu rekonstruieren, den lokalen Besonderheiten von Bremerhaven und Rostock in einer Art Abstandsvermessung zum Typus Rechnung tragen zu können (III). Ein letztes Kapitel schließlich gibt Auskunft über Aufbau und Durchführung, über den explorativen Charakter und den begrenzten Geltungsanspruch der empirischen Studie (IV).

I.

Dass der Problematik des Lokalen, genauer: der Frage nach den Konstitutionsbedingungen von Lokalität, heute ein so prominenter Stellenwert in den Kultur- und Sozialwissenschaften zukommt, ist selbst eines der überraschenden Ergebnisse der Globalisierungsdebatte der letzten Dekaden. Im Zentrum der theoretischen Aufmerksamkeit standen von Anbeginn jene Prozesse, die unter dem Stichwort der Transnationalisierung der Waren-, Finanz- und Kulturmärkte neue *räumliche* Formen der Vergesellschaftung hervorbrachten (Vgl. Berking/Löw 2008). Die längst überfällige raumtheoretische Wende (Vgl. Döring/Thielmann 2007; zur Soziologie des Raumes vgl. Löw 2001) ging allerdings mit gewichtigen Übertreibungen einher. Theorien der Globalisierung (Vgl. Wallerstein 1974; 1980; 1989; Harvey 1990; Giddens 1990; Robertson 1992; Urry 2000; Beck 2001; Castells 1996, Hannerz 1996; King 2004; Sassen 2006), die die »the production of space« (Lefebvre 1991) systematisch in Rechnung stellen, ließen sich von der Annahme leiten, dass das »Globale« der entscheidende Bezugs-

rahmen für die sozialräumlichen Rekonfigurationen sozialer Beziehungen zu sein habe. Die grundlegende Frage, was das »Globale« denn sei, wurde in der Regel mit Verweis auf den Bedeutungsverlust des »Lokalen« beantwortet. Manuel Castells hat in seiner Analyse der »Netzwerkgesellschaft« diese binäre Logik des Raumes auf das anschauliche Bild vom globalen »space of flows« versus eines lokalen »space of places« gebracht (Castells: 1996: 376f.). Castells nutzt die Unterscheidung, um technologische Innovationen, Machtbeziehungen und Unterdrückungseffekte zu verräumlichen. Auf diese Weise entstehen sozialräumliche Oppositionen – »capital is global. As a rule, labor is local« (Ebd.: 475) –, die die soziologische Globalisierungsdebatte entscheidend geprägt haben. Denn diese raumtheoretischen Neuorientierungen zeichnen sich dadurch aus, dass sie nun zwei Modi der sozialräumlichen Vergesellschaftung differenzieren und so nicht nur den theoretischen Rahmen dafür gewinnen, das globalisierungsbedingte Neue als einen »Raum der Ströme« zu thematisieren. Sie rechnen der Opposition auch distinkte räumliche Qualitäten zu. Während der *space of places* dem Prinzip der Territorialität gehorcht, ist der *space of flows* durch entterritorialiserte Raummuster charakterisiert.

Globalisierung lässt sich dann zwanglos als ein Prozess der sukzessiven Transformation von Territorialität in deterritoralisierte Räume fassen. In einer Art Nullsummenspiel sollte der *space of flows* gewinnen, was dem *space of places* abhandenkam. Globalisierung als Entterritorialisierung auszubuchstabieren (Albrow 1996; Appadurai 1996; Beck 2001; Castells 1996; Robertson 1992; Urry 2000), hieße, das »Globale« als *placeless*, *borderless* und *unbounded space of flows* zu imaginieren, dem gegenüber alle anderen sozialräumlichen Organisationsformen sozialer Beziehungen nur mehr als zu vernachlässigende Größen erschienen. Es hieße freilich auch, den *space of places* wie überhaupt »Territorialität« als ein historisches Auslaufmodell beiseite zu legen. Standarddefinitionen, für die Globalisierung all jene Prozesse umfasst, »by which the peoples of the world are incorporated into a single world society, a global society« (Albrow 1996) suggerierten eine Teleologie, die für lokale Kontextualisierungen weitgehend unempfindlich blieb. Auch die binären Oppositionen – *space of flows* vs. *space of places*, *global* vs. *local*, *outside* vs. *inside*, *external* vs. *internal* etc. – die zur Markierung des Neuen ins Feld geführt wurden, waren in symptomatischer Weise asymmetrische Konstruktionen.

Das Resultat war nicht nur eine gesteigerte Unaufmerksamkeit gegenüber der Bedeutung von Orten, lokalen Kulturen und Identitätsformatio-

nen, sondern auch eine radikale Kritik an dem grundbegrifflichen Inventar der Sozialwissenschaften. Die Soziologie als Wissenschaft von der modernen Gesellschaft, so der Generaleinwand, habe »Gesellschaft« fast ausschließlich als nationalstaatlich organisierte und territorialisierte Einheit, als »bounded nation-state« (Featherstone 1992: 2) konzeptualisiert. Die klassischen und bis heute wirkungsmächtigen soziologischen Theorieentwürfe trugen genau wie die der Politikwissenschaften, der Ökonomie etc. zur Verallgemeinerung eines sehr spezifischen, auf dem Territorialitätsprinzip und der nationalstaatlichen Form aufliegenden Raumkonzepts bei. Eine historisch spezifische Formation – der territoriale Nationalstaat – wurde dehistorisiert und gleichsam als natürlicher Container, in dem alles Leben sich abspielt und als organisierendes Prinzip der sozialwissenschaftlichen Theoriebildung institutionalisiert, ohne seinerseits zum Gegenstand theoretischer Reflexion zu werden. Diesen Denkwang der unhintergehbaren Einheit von Territorium, Kultur und Identität als einer spezifischen historischen Konjunktur zugehörig erkannt zu haben, ist zweifellos das große Verdienst der Globalisierungsdebatte. Doch die Kritik des territorialisierenden Denkstils ist nicht gleichbedeutend mit dem unterstellten Ende von Territorialität als räumliche Vergesellschaftungsform. Wir können uns Dörfer, Städte und Staaten nicht als nicht-territoriale Formen der Vergesellschaftung vorstellen. Was wir uns indes sehr wohl vorstellen müssen, ist Abschied zu nehmen vom Prinzip des territorialen Einschlusses von Menschen und Kulturen und der ihm korrespondierenden Container-Theorie des Raumes.

Es war kein Zufall, dass wesentliche Motive des Globalisierungsdiskurses im Rahmen der neueren Stadtforschung, der *World-* und *Global-City*-Ansätze erprobt und konkretisiert worden sind (Sassen 1991; 2002; King 1990; Taylor/Knox 1995; Marcuse/van Kempen 2000; 2002), repräsentiert die »Stadt« doch die Form der räumlichen Organisation sozialer Beziehungen, in der sich die vielfältigen *flows* von Menschen, Waren, Informationen, Images und Kulturen permanent überlagern und durchkreuzen. Städte, insbesondere große Städte, gelten als jene durch den sich weltweit dramatisch beschleunigenden Urbanisierungsprozess ausgezeichneten Orte, an denen sich die globalisierungsspezifischen Transformationsprozesse besonders anschaulich studieren lassen. Überraschenderweise aber spielte die Tatsache, dass *Global Cities* jenem Feld des *space of places* zuzurechnen sind, konzeptionell keine besondere Rolle, war doch die Stadt vor allem unter dem Gesichtspunkt der ökonomischen Restrukturierung des globalen Ka-

pitalismus von Interesse. Insofern ist der kritische Einwand Jonathan Friedmans (1995: 43), dass insbesondere die *Global City*-Forschung die lokalen und eben auch territorialen Aspekte der Städte, »their rootedness in a politically organized ›life space‹ with its own history, institutions, culture and politics« systematisch vernachlässigt habe, längst nicht erledigt.

Die Konzeptualisierung des »Globalen« als eines freien, unbeschränkten, nicht-territorialiserten *space of flows* hatte ebenso weitreichende wie in sich widersprüchliche Konsequenzen. Auf der einen Seite wurde im Verlauf der Globalisierungsdebatte immer deutlicher, in welchem Maße die Sozialwissenschaften bisher einer naiven Containertheorie des Raums gefolgt waren und so einem Denkstil des territorialen Einschlusses Vorschub geleistet hatten. Auf der anderen Seite aber führte der radikale Perspektivwechsel vom Lokalen zum Globalen, vom territorialen Einschluss zur Deterritorialisierung, dazu, dass Räume und Orte nur mehr als abhängige Variablen betrachtet wurden und das Lokale als eine räumliche Maßeinheit erschien, in der alles, was der Fall ist, seinen Anlass und Grund anderswo findet. Staaten und Städte, wie überhaupt alle territorialen Formen der Vergesellschaftung, schienen plötzlich hilflose Opfer einer unkontrollierbaren Bewegung von »außen«. Das Pendel der »Globalisierung« blieb gleichsam im Extrem der »Enträumlichung« hängen. Interessanterweise aber waren es diese Übertreibungen im Globalisierungsdiskurs, die nun das theoretische Interesse auf die systematisch vernachlässigte Problematik des Lokalen (zurück-)lenken (Vgl. Garhammer 2003). Erst mit der Entdeckung des Globalen wird der Blindfleck des Lokalen als solcher identifizierbar, wird deutlich, dass »der Raum in der Welt, in der wir leben, nicht weniger wichtig geworden ist« (Lindner 2003: 52), geht es doch heute wesentlich darum, Antworten auf die Frage nach der Bedeutung von Räumen und Orten, von Identitätspolitiken und Anerkennungsverhältnissen zu finden, die immer und überall in und durch sozialräumliche(n) Arrangements ausgefochten werden.

Die begründete Skepsis gegenüber jenen Vorstellungen vom Verschwinden des Lokalen und der zunehmenden Bedeutungslosigkeit von Orten liefert das Leitmotiv unseres Forschungsprojektes. In einer Art Umkehrschluss soll der Frage nachgegangen werden, ob und wenn ja, in welcher Weise das Lokale mehr ist als eine kontextabhängige Variable oder präziser: ob dem Lokalen nicht auch und gerade im globalen Hier und Jetzt ein kontextgenerierendes Potenzial zukommt. Zu bedeutungsvoll, zu bestimmend scheinen die alltagsweltlichen Relevanzen des Lokalen, als dass

sie kurzerhand unter den Tisch gekehrt werden könnten. Wo aber findet sich ein analytischer Rahmen, ein Konzept, das jene »power of place« (Agnew/Duncan 1989) tatsächlich ins Relief treten lässt? Während die »Soziologie der Globalisierung« überraschend schnell an Kontur gewann, hält man nach einer »Soziologie des Ortes« bis heute vergebens Ausschau. Gibt es etwas, das man als »a progressive sense of place« (Massey 1999) bezeichnen kann, ohne zugleich einer naiven Romantik von Heimat und Ort anheimzufallen? Lässt sich die alltagsweltliche Unterscheidung, dass etwas *an* einem Ort, aber *in* einem Raum ist (Waldenfels 2007: 76), in ein gehaltvolles Konzept übersetzen? Die britische Kulturgeographin Doreen Massey hat vorgeschlagen, »Ort« als Produkt sozialer Beziehungen und Sphären der Ko-Präsenz distinkter Geschichten als *meeting places* zu thematisieren.

»This is a notion of place where specificity (local uniqueness, a sense of place) derives not from some mythical internal roots nor from a history of relative isolation [...] but precisely from the absolute particularity of the mixture of influence found together there.« (Massey 1999: 22; vgl. 2006)

Wenn wir den spezifischen Charakter des Ortes darüber beschreiben, wie sich die »Welt« hier Ausdruck und Anwesenheit verschafft, stoßen wir auf die kumulative Textur, auf die Sedimentbildungen einer Vergesellschaftungsform, die territorial fixiert, aber nicht räumlich geschlossen ist. Der Ort ist wie der Körper immer im Hier, ist Treffpunkt, *meeting place*, ebenso durchlässig und porös wie die menschliche Haut; er versammelt Dinge, Menschen, Erinnerungen, er produziert Geschichten, Routinen, Identitäten und hält sie fest. Der Ort ist genau das: ein ZeitRaum, ein Ereignis, das Platz auch für das Unerwartete und Überraschende lässt (Vgl. Casey 1996). »Staying in this place I understand what is true of other places over there precisely because of what I comprehend to be the case for this place under and around me.« (Ebd.: 45) Mit dieser Lesart wird das für Globalisierungstheorien so typische Gegeneinander von abstraktem Raum und konkretem Ort, von Handlungsmacht und Ohnmacht, von Gewinn und Verlust, von Zukunft und Tradition unterlaufen. Denn Orte werden nicht nur als Momente gefasst, durch die das Globale produziert und koordiniert wird, sie sind selbst »agents in globalisation« (Massey 2004: 11) und damit alles andere als bloße Opfer externer Prozesse.

Für uns Alltagsmenschen ist der Bedeutungssprung von »Ort« zu »Stadt« nicht weit. Dass Städte Orte und Orte Städte sein können, scheint der Rede nicht wert. Auch im wissenschaftlichen Diskurs finden sich diese

Substitutionen, und zwar immer dann, wenn die Konkretions- und Authentizitätsansprüche der Beobachtung (zumindest) rhetorisch erhöht werden sollen. Als Konzeptbegriffe aber werden weder »Ort« noch »Stadt« mit der theoretischen Aufmerksamkeit bedacht, die ihnen zustünde. Dies ist deshalb bedauerlich, weil der zentrale Bezugsrahmen unserer Untersuchung die Stadtsoziologie ist, an deren Diskurse sich freilich so einfach nicht anschließen lässt. Wir übersetzen die Frage nach dem kontextgenerierenden Potenzial des Lokalen als Frage nach der Eigenlogik der Städte und nehmen die mit dem *spatial turn* verbundenen raumtheoretischen Konzeptualisierungen der Vergesellschaftung in der Absicht auf, die Stadt und die Städte selbst zum Gegenstand der Analyse zu machen.

Ein solches Ansinnen, Städte als raumtheoretische Formen der Vergesellschaftung und als eigene symbolische Universen zu thematisieren, erfordert Begründungen, trifft es doch auf eine Stadtforschung, die einer fundamental anderen Logik verpflichtet zu sein scheint. Auf der einen Seite findet sich die mit der Chicago School beginnende Theorietradition, »Stadt« als Laboratorium für Gesellschaftsprozesse jedweder Art zu konzeptualisieren (Vgl. Berking 2008: 15f.). »Stadt« ist hier lediglich die Adresse, um die Krisen und Entwicklungsdynamiken des Kapitalismus, der Moderne, der Unterentwicklung etc. zu lokalisieren. Diese subsumptionslogische Theoriefigur zeichnet sich wesentlich dadurch aus, »Gesellschaft« als oberste Referenz für die Analyse der Stadt in Anschlag zu bringen. Auf der anderen Seite gewinnt seit den 1980er Jahren eine Forschungsrichtung an Bedeutung, die sich auf kleinräumige Vergesellschaftungsprozesse – Stadtteil, Milieu etc. – konzentriert. Es geht um Lebensformen, um Lebensstile, um Migrationspopulationen und Armutsquartiere, kurz: um besondere Orte besonderer sozialer Gruppen *in* der Stadt. In beiden Fällen aber verschwindet die »Stadt« – »the city itself [...] recedes in the background« (Hannerz 1980: 297) – und mit ihrem Verschwinden bleiben bedeutende Wissenshorizonte verschlossen. Die stadtsoziologische Forschung ohne »Stadt« ist nicht nur blind für die Differenzen zwischen Städten, für die Besonderheiten dieser im Unterschied zu jener Stadt, sondern auch für die Stadt als Objekt des Wissens selbst. Die Frage nach der Eigenlogik der Städte lässt sich weder durch kleinräumige Untersuchungen in der Stadt noch durch gesellschaftstheoretisch motivierte Zentralperspektiven auf die Stadt eindeutig klären. Im Gegenteil bedarf es hierfür eines Forschungsdesigns, dessen Grundannahme Ulf Hannerz bereits vor Jahrzehnten mit der einprägsamen Forderung nach einer »anthropology«

nicht »in«, sondern »of the city« formuliert hatte. Man muss die Beobachtung Anthony Giddens (1994: 100), dass Anthropologie und Soziologie heute ununterscheidbar geworden sind, nicht unbedingt wörtlich nehmen, um zu dem Schluss zu gelangen, dass eine *sociology of the city* ein Desiderat der gegenwärtigen Stadtforschung darstellt. Für unser Forschungsprojekt, das erste Schritte in diesen Horizont einer *sociology of the city* versucht, ist das Zusammenspiel von Soziologie und Anthropologie in der Form bedeutsam, als wir historische und sozialstrukturelle Daten ebenso benötigen wie »dichte Beschreibungen«, funktionale Differenzierungen in der Stadt ebenso wie holistische Konzepte, die das Ganze der Stadt in den Blick nehmen.

II.

Dass das Ganze der Stadt, dass die Stadt »als eine relativ große, dicht besiedelte und dauerhafte Niederlassung gesellschaftlich heterogener Individuen« (Wirth 1974: 48) sich der individuellen Erfahrung versperert, ist eine der Herausforderungen, die sich bei der Suche nach der Eigenlogik der Städte in den Vordergrund drängt. Gleichzeitig aber gilt, dass die Stadt, als »a state of mind, a body of customs and traditions, and of organized attitude and sentiments« (Park 1967: 1; orig. 1925) sich selbst evident macht, dass »the towns and cities we live in [...] become instrumental in shaping whom we become.« (King 2004: 191) Eine vielversprechende Möglichkeit, diesem komplexen Wirkungsgefüge zwischen Stadt, Stadtwahrnehmung, den ihnen korrespondierenden sozialen Praktiken und kulturellen Dispositionen auf die Spur zu kommen, bietet der Rückgriff auf die Gestalttheorie (Vgl. Wertheimer 1925). Wahrnehmungstheoretisch wird die Stadt nicht als Summe ihrer Teile, als bunter Flickenteppich kultureller Vielfalt, sondern in ihrer Einheit realisiert. Die Gestalt einer Stadt stellt ihrerseits ein empirisches gehaltvolles Faktum ganz eigener Art dar. Um die Individualität einer Stadt zu erfassen, zielt das analytische Interesse auf deren Gestaltqualität. »Unter Gestaltqualitäten verstehen wir solche positiven Vorstellungsinhalte, welche an das Vorhandensein von Vorstellungskomplexen im Bewusstsein gebunden sind, die ihrerseits aus voneinander trennbaren (d. h. ohne einander vorstellbaren) Elementen bestehen.« (Ehrenfels 1988: 136)

Ihren kritischen Einsatz fand die Gestalttheorie im Einspruch gegen ein Wissenschaftsverständnis, das sich der gesellschaftlichen Wirklichkeit

wesentlich in Form einer rationalistischen Zerteilungs- und Summierungsstrategie annahm. Mit der Zerteilungs- und Differenzierungsarbeit aber geht zwangsläufig der Sinn für die Gestalt des Gegenstandes, für die Homologien zwischen den Elementen und Teilfunktionen verloren. Die Summe ergibt nicht das Ganze, sondern präsentiert sich immer nur und immer wieder als Addition der Elemente. Im Gegensatz dazu beharrt die Gestalttheorie darauf, dass es »Zusammenhänge (gibt), bei denen nicht, was im Ganzen geschieht, sich daraus herleitet, wie die einzelnen Stücke sind und sich zusammensetzen, sondern umgekehrt, wo – im prägnanten Fall – sich das, was an einem Teil dieses Ganzen geschieht, bestimmt von inneren Strukturgesetzen dieses seines Ganzen« (Wertheimer 1925: 43) ist.

In jüngster Zeit hat Rolf Lindner den Versuch unternommen, Gestalttheorie und Stadtforschung zusammenzuführen (Lindner 2006; kritisch: Bloomfield 2006). Lindner fasst »the urban imaginary as the mental gestalt of the city« (Ebd.: 35) mit dem erklärten Ziel, den individuellen Charakter der Städte analytisch zugänglich zu machen. Das Konzept des städtischen Imaginären trägt dem epistemologischen Tatbestand Rechnung, dass die Welt für uns nur sprachlich zu haben ist, dass nicht nur die städtische Wirklichkeit, sondern jede Realität durch mentale Prozesse, durch Symbole und Klassifikationen vermittelt ist. Die Verdopplung der Stadt als physikalischer Raum und als »imagined environment« (Donald 1999) verschiebt die Realitätsmacht ins Imaginäre. Denn es ist das städtische Imaginäre, das uns die Stadt nicht nur als Möglichkeitsraum, sondern als erlebten und gelebten Raum verfügbar macht. »We do not just read the city, we negotiate the reality of cities by imagining »the city« [...]. It is imagination which produces reality as it exists.« (Donald 1999: 18) In diesem Zugriff ist das städtische Imaginäre sowohl Oberfläche als auch Tiefenstruktur städtischen Lebens; es formt und informiert nicht nur soziale Praktiken und kulturelle Dispositionen, sondern prägt auch lokalspezifische Formate: Bilder, Narrative und Sounds, mittels derer die Bewohner ihrer Stadt als individuelle Einheit habhaft werden. Kulturelle Repräsentationen sind gleichsam wirkungsmächtige Modi der Komplexitätsreduktion und das städtische Imaginäre markiert jene Wirklichkeit sui generis, die den Repräsentationen Kohärenz und Tiefenschärfe verleiht.

Indem Rolf Lindner dem städtischen Imaginären Gestaltqualität zuschreibt, werden bestimmte gestalttheoretische Prämissen der Gegenstandskonstitution geltend gemacht. Das städtische Imaginäre ist eine organisierte und Wahrnehmung und Praxis organisierende Einheit zugleich.

Sein Material besteht aus kulturellen Repräsentationen, die in Form und Inhalt einem lokalspezifischen strukturierenden Prinzip unterliegen und deshalb »irgendwie« aufeinander verweisen und einander verstärken.² Methodisch gilt – in Analogie zu jener sprichwörtlichen Weisheit: In jedem Kaffeeelöffel spiegelt sich die ganze Sonne – dass in jedem Teil das strukturierende Prinzip des Ganzen zu entdecken ist. Um das städtische Imaginäre als mentale Gestalt der Stadt in seiner inneren Logik näher zu charakterisieren, bietet sich das Konzept der »kumulativen Textur« lokaler urbaner Kulturen an (Suttles 1984; vgl. Lindner 2006; 2008). »Kumulative Textur« zielt auf das Bedeutungsgewebe der Stadt, genauer, auf die sukzessive Verfertigung jener Vorstellungen vom Ganzen der Stadt, wie sie zu einem bestimmten Zeitpunkt erscheinen. Kumulativ ist diese Textur aus materialen und immateriellen Artefakten: aus Denk- und Mahnmalen, Gründungsmythen, Texten, Redeweisen und Bildern jedweder Art, da es sich wesentlich um ein Thema mit Variationen handelt, das, der biographischen Erzählung nicht unähnlich, das Hier und Jetzt an das Davor und seine Geschichte zurückbindet. Texte stapeln sich über Texte, Symbole über Symbole, Architekturen über Architekturen und es sind diese Sedimentbildungen, die im steten Rückgriff aufeinander eine (Sinn-) Einheit bilden, in der die Stadt in ihrer individuellen Gestalt erscheint. Bedeutungsverdichtungen und -verschiebungen, so die erkenntnisleitende These, gehorchen einer spezifischen Logik. Die kumulative Textur jeder lokalen Kultur nämlich evoziert ein je besonderes »Webmuster«, dessen eigensinnige Leistung darin besteht, den Charakter des Ortes zum Ausdruck zu bringen. »Zentral ist dabei der Gedanke der »charakterologischen Einheit kultureller Repräsentationen« (Suttles), die sich aus der vielstimmigen Variation eines, sich aus dem jeweiligen stadtprägenden Sektor der Ökonomie ergebenden Grundthemas bildet und zu einem stereotypen, in der Dauer verwurzelten Bild führt.« (Lindner 2008: 85) Die Prognose jedenfalls, dass in den nächsten Jahrzehnten ein Text über Wien produziert werden könnte, in dem das Image als »Musikstadt« nicht fortgeschrieben und sinnstiftend mit »Wiener Gemütlichkeit« verbunden würde, läuft kaum Gefahr, sich als falsch zu erweisen.³

2 Am Beispiel der Residenzstadt Dresden haben Rolf Lindner und Johannes Moser die lokale Logik kultureller Repräsentation empirisch aufzuzeigen versucht (Vgl. Lindner/Moser 2006a).

3 In einer imponierenden Studie über den »Geschmack von Wien« hat Lutz Musner die kumulative Textur dieser Stadt erschlossen (Vgl. Musner 2009).

Mit den Konzeptbegriffen »städtisches Imaginäres«, »Gestalt«, und »kumulative Textur« stehen wichtige analytische Instrumente zur Verfügung, die sich zwanglos in das Theorieprogramm der Eigenlogik einfügen lassen. Im Verein mit den konzeptionellen Überlegungen zur »Verstädterung der Lebenswelt« und der lokalspezifischen Ausprägung einer großstädtischen »Doxa« (Berking 2008: 27), orientieren sie Erkenntnisinteresse und Blickrichtung auf die empirische Erforschung der Städte. Dass der Kohärenz und Persistenz des städtischen Imaginären ein so prominenter Stellenwert eingeräumt wird, schließt »Brüche« nicht aus, verweist aber zunächst auf das unausgeschöpfte Potenzial einer *sociology of the city*, die sich vorrangig der Erschließung der individuellen Gestalt der Städte verschrieben hat. Weitgehend unbedacht freilich bleiben in diesen Ansätzen die raumtheoretischen Dimensionen des Themas. »Stadt« wird einzig als Sinn-einheit und nicht auch und simultan als räumliches Strukturprinzip der Organisation von Dichte und Heterogenisierung verstanden. Die Bezugnahme auf Räume und Orte beschränkt sich auf eine unterkomplexe geographische Lesart. Um die möglichen Kongruenzen räumlicher Formen und habitueller Dispositionen nicht aus den Augen zu verlieren, halten wir an dem Konzeptbegriff der Stadt als räumliches Strukturprinzip, das Verdichtung organisiert, fest. Das städtische Imaginäre ist dann eben nicht nur, aber auch ein sachliches, zeitliches und räumliches Produkt der Verdichtung.

Wer sich dem Problem der Erforschung der individuellen Gestalt »dieser« im Unterschied zu »jener« Stadt zuwendet, kommt nicht umhin, die Vorstellungen und Sinnbilder, die die Bewohner ihrer Stadt abgewinnen und einschreiben, systematisch in Rechnung zu stellen. Die typische für das Alltagsbewusstsein ebenso evidente wie alternativlose Modalität dieser Wahrnehmung besteht darin, Städte mittels der Zuschreibung menschlicher Attribute gefügig zu machen. Von der Hure Babylon bis zur *city that never sleeps*, von der kranken bis zur Gartenstadt etc. – immer geht es darum, den Charakter der Stadt fassbar zu machen. Die Anthropomorphisierung der Stadt ist ein empirisches Datum, das es genau deshalb verdient, ernst genommen zu werden. Was in der soziologischen Stadtforschung eher als zu vernachlässigende Alltagsfolklore erschien, war in der Tradition der *urban anthropology* gleichsam oberste Referenz. Schon Richard Wohl und Anselm Strauss haben auf die Relevanz dieses Phänomens für die Stadtforschung mit Nachdruck aufmerksam gemacht. »The entire complex of urban life can be thought of as a person rather than as a distinctive place

and the city may be endowed with a personality – or to use common parlance – a character of its own. Like a person, the city then acquires a biography and a reputation.« (Wohl/Strauss 1957: 528) Das Konzept der kumulativen Textur mit seiner Grundthese einer »charakterologischen Einheit kultureller Repräsentationen« schließt an diese Überlegungen an. Janet Abu-Lughod hat in einer vergleichenden Studie von New York, Los Angeles und Chicago »the unique personalities of individual cities« (Abu-Lughod 1999: 423) zum Thema gemacht. Die zunehmende Attraktivität von Städtebiographien (exemplarisch Ackroyd 2000 über London), aber auch die in jüngster Zeit prominente Übertragung des Bourdieuschen Habitus-Begriffs auf die Stadt, die Annahme, dass Städte einen Habitus besitzen (zum Überblick vgl. Löw 2008: 51f.), sind beredte Indizien für eine Neujustierung der Stadtforschung.

Wir nehmen die Anthropomorphisierung der Stadt als Modus Operandi der Konstitution und Vereinheitlichung städtischer Sinnwelten auf und konzentrieren unsere Aufmerksamkeit auf eine ganz spezifische Form kultureller Repräsentationen, von der wir annehmen, dass sie in einem besonderen Verhältnis zu den verborgenen Mustern städtischer Eigenlogik steht. Images und Imageproduktion sind heute zunehmend das Resultat einer professionellen Tätigkeit, deren merkwürdige Aufgabe darin besteht, das Eigene einer Stadt bewusst in Szene zu setzen und in einer hochgetriebenen Ökonomie der Aufmerksamkeit auf Dauer zu stellen. Obwohl sie nicht deckungsgleich mit dem städtischen Imaginären sind – das Image der Stadt kann erfunden, willkürlich verändert oder gar vollständig verworfen werden –, sind *erfolgreiche Images* systematisch auf das städtische Imaginäre bezogen (Vgl. Lindner 2006: 36). Keiner Imageproduktion ist es gegeben, das Bild einer Stadt jenseits und unabhängig der spezifischen kumulativen Textur *dieser* Stadt erfolgreich zu stabilisieren. Und es ist dieser unhintergehbare Nexus zwischen der Konstruktion des Eigenen und dem Eigenen, der die Auseinandersetzung mit dem Image der Stadt zu einem aussichtsreichen Weg in die Eigenlogik der Städte macht.

Als Images sollen in Anlehnung an Goffman die über die Stadt zirkulierenden Bilder bezeichnet werden. Images sind für ihn »ein in Termini sozial anerkannter Eigenschaften umschriebenes Selbstbild, – ein Bild, das die anderen übernehmen können.« (Goffman 1986: 10) Damit ist erstens gesagt, dass Images als Selbstbilder der Stadt für die Eigenschaften der Stadt stehen. Die Bilder der Stadt sind zweitens signifikante Zeichen, die von den Menschen übernommen werden und in ihnen bestimmte Haltun-

gen auslösen. Das heißt aber auch, dass Images legitime Bilder der Stadt sind, also Bilder, die anerkanntermaßen die Stadt als Ganzes repräsentieren. Und drittens haben wir es hier mit einem Repräsentationsverhältnis zu tun. Images greifen einzelne Bedeutungselemente der Stadt auf und verallgemeinern diese zu einem Zeichen für das Imaginäre *dieser* Stadt. Die damit verbundene Form der Bedeutungsverschiebung lässt sich als eine Pars-pro-Toto-Logik beschreiben.

Zur näheren Bestimmung des Zusammenhangs zwischen Image und Imaginärem der Stadt kann die Diskussion um die Begriffe *Synekdоче*, *Metonymie* und *Metapher* herangezogen werden. Dabei ist der Gedanke leitend, dass in den zunächst sprachwissenschaftlichen Debatten allgemeinere, über den engeren Rahmen der Sprache hinausgreifende Einsichten in Prozesse der Bedeutungsverschiebung und des Bedeutungswandels erfasst sind, von denen sich auch die dem Imaginären der Städte gewidmete stadtsoziologische Forschung anregen lassen kann. Hier wie dort sieht sich die Forschung vor grundsätzliche Fragen der Semantik gestellt, sodass die sprachwissenschaftliche Diskussion der Erforschung des städtischen Imaginären wichtige begriffliche Unterscheidungen zur Verfügung stellen kann, die nicht nur eine genauere Entfaltung, sondern auch eine weitere Operationalisierung der These vom städtischen Imaginären erlauben.

Der römische Rhetoriker Quintilianus hat für diese Form der Bedeutungsverschiebung im Rahmen seiner rhetorischen Lehre den Begriff der *Synekdоче* geprägt. Die *Synekdоче*, schreibt er, »vermag Abwechslung in die Rede zu bringen, so dass wir bei einem Ding an mehrere denken, bei einem Teil an das Ganze, bei der Art an die Gattung, bei dem Vorausgehenden an das Folgende [...]« (Rahn 1995: 225) Für die Auseinandersetzung mit den städtischen Images folgt daraus, dass der Zusammenhang von Image und Stadt als *Synekdоче* aufgefasst und beschrieben werden kann. Damit ist methodisch ein Weg hinein in das städtische Imaginäre erschlossen.

Images repräsentieren durch ihre synekdochische Struktur das Ganze der Stadt. Sie sind Zeichen des städtischen Ganzen, indem sie einzelne Elemente der Stadt herausgreifen, die dann für die ganze Stadt stehen. In der Verwendung des Zeichenbegriffs wird im weiteren Umberto Eco gefolgt, der im Unterschied zur breiteren Verwendung dieses Begriffs bei Saussure im Sinne eines »Kompositum[s] aus Signifikant und Signifikat« (Eco 1977: 31) einen engeren Zeichenbegriff vorschlägt, indem er nämlich Zeichen im Sinne von »Signifikant« verstanden wissen möchte. Zeichen meint »etwas, das für etwas anderes steht.« (Ebd.: 31) Images sind Zeichen

der Stadt, weil hier einzelne Elemente aus dem städtischen Ganzen (etwas) für das Ganze der Stadt (etwas anderes) stehen.

Damit ist aber nur die eine Seite des semiotischen Dreiecks – das klassischerweise aus Signifikant, Signifikat und Referent besteht (Vgl. Eco 1972: 69; 1977: 28) – beschrieben. Entscheidend ist nun, wie im Hinblick auf das Zeichen die Seiten des Signifikats und des Referenten genauer bestimmt werden. Hierfür mag die sehr spezifische Semiotik Umberto Ecos weiterführend sein, die maßgeblich durch die Kritik des Referenten gekennzeichnet ist (Vgl. Eco 1972: 71). Kern dieser Kritik ist der Hinweis, dass mit der klassisch-substanziellen Bestimmung des Referenten eine Verkennung seiner kulturellen Dimension verbunden ist. Die Aufforderung Ecos, die Semiotik habe sich »für die Zeichen als gesellschaftliche Kräfte« (Eco 1972: 73) zu interessieren, artikuliert dieses Unbehagen an der Kulturvergessenheit materialer Bestimmungen des Referenten. Insofern die Welt nur sprachlich zugegen ist, ist sie eben auch nur in Form von Zeichen zu haben. Das heißt aber auch, dass den Menschen die »Gegenstände« je immer schon als »kulturelle Einheiten« entgentreten: »Jeder Versuch zu bestimmen, was das Referens eines Zeichens ist, zwingt dazu, dieses Referens als eine abstrakte Größe zu definieren, die nichts anderes als eine kulturelle Übereinkunft ist.« (Eco 1972: 74) Mit dieser Argumentation wird der Referent als substantielle Gegenstandskategorie gewissermaßen aus dem semiotischen Dreieck gestrichen. Das Signifikat, also die mentalen Bilder, geraten in Bewegung. Es kommt zum »Gleiten des Signifikats unter dem Signifikanten.« (Lacan 1957: 195) Dass es nicht zu einem völligen Verlust jeglicher Bedeutung kommt, hat damit zu tun, dass jedes Signifikat immer schon in ein kulturelles Bedeutungsnetz eingebunden ist. Signifikate, so der Gedanke, denotieren immer schon andere Signifikate. Durch wechselseitige Verweisungszusammenhänge stabilisieren sich die Signifikate, sichern sich ab und bilden eine stabile Sinnstruktur (Vgl. Eco 1972: 76). Erst vor diesem Hintergrund gewinnt der zunächst verblüffende Hinweis, dass »ein Signifikant sich auf mehrere Signifikate« (Eco 1977: 31) beziehen kann, seinen Sinn. Stabilisiert sich die Bedeutung nicht über die Bindung an einen konkreten Gegenstand, sondern durch die relationalen Beziehungen verschiedener Signifikate zueinander, dann kann ein Signifikant in der Tat mehrere Signifikate bezeichnen. Wobei einschränkend hinzuzufügen wäre, dass die Signifikate eben nicht willkürliche Beziehungen zueinander unterhalten, sondern ein Signifikat ein anderes denotiert, es

also eine gewisse sachliche Nähe zueinander gibt, wodurch ein ganzes semantisches Feld eröffnet, aber auch begrenzt wird.

Das Image wurde als eine spezifische Form der Repräsentation der Stadt eingeführt, was auf den Zeichencharakter der Images verweist. Damit war gleichermaßen die Frage nach dem Zusammenhang von Zeichen, Signifikat und Gegenstand zum Thema geworden. In der Auseinandersetzung mit der Kritik Ecos an diesem klassischen, semiotischen Modell wird jedoch deutlich, dass sich insbesondere die Rückbindung des Signifikats an einen prä-semiotischen und damit prä-kulturellen Gegenstand kaum mehr aufrechterhalten lässt. Der Gegenstand »Stadt« wird material – also im Sinne einer beispielsweise scharfen, morphologischen Abgrenzung zum Land oder als institutionell klar bestimmbarer, politischer Raum – uneinholbar. Stattdessen muss die Stadt als »kulturelle Einheit« im Sinne eines immer schon kulturell und semiotisch präfigurierten Gegenstands verstanden werden, dessen Bedeutung sich einzig und allein durch das Spiel der Denotationen, der sich wechselseitig aufrufenden und aufeinander verweisenden Signifikate, herstellt. Stadt konstituiert sich als ein »von Geschichte und Geschichten durchtränkter, kulturell kodierter Raum.« (Lindner 2008: 86) Der städtische Raum wird konstruiert und strukturiert durch die ihn durchziehenden Denkbilder, Möglichkeitshorizonte und Narrationen. Auf diese Weise bildet die Stadt einen »Vorstellungsraum, der den physikalischen insofern überlagert, als er der durch die begleitenden Bilder und Texte *hindurch* erlebte und erfahrene Raum ist. Städte sind keine unbeschriebenen Blätter, sondern narrative Räume.« (Lindner 2008: 86) Der städtische Raum wird aufgespannt durch die dichten Bedeutungszusammenhänge, durch das Imaginäre der Stadt, durch die denotativen Nähen der verschiedenen, über ein signifikantes Bild aufgerufenen Signifikate.

Das Image der Stadt lässt sich also als eine Form der Bedeutungsverschiebung beschreiben, bei der ein Teil der Stadt zeichenhaft für das Ganze der Stadt steht. Das Ganze der Stadt ist aber selbst wiederum ein Bedeutungskontext, der sich nur über die wechselseitige Denotation verschiedener aber nicht beliebiger Signifikate herstellt. Es muss also zwischen den Signifikaten eine gewisse Gemeinsamkeit, eine sachliche oder kausale Nähe geben, wenn sie sich gegenseitig aufrufen können. Vor diesem Hintergrund ist das maßgeblich durch Roman Jakobson in die Diskussion eingebrachte Verständnis der *Metonymie* als »Berührungsassoziation« (Jakobson 1935: 200–202) weiterführend. Jakobson unterscheidet sprachtheo-

retisch zwei grundsätzlich verschiedene, semantische Formen der Rede: »Eine Rede kann sich in zwei verschiedene semantische Richtungen entwickeln: Der Gegenstand der Rede kann sowohl durch Similaritätsoperationen als auch durch Kontiguitätsoperationen in einen anderen Gegenstand überführt werden. Den ersten Weg könnte man als den metaphorischen, den zweiten als den metonymischen Weg bezeichnen, da diese Wege durch Metaphern bzw. Metonymien am besten zum Ausdruck kommen.« (Jakobson 1956: 168) *Metonymien* sind für Jakobson Kontiguitätsoperationen. Sie bilden lineare Ketten, über die Bedeutungen verschoben werden. Mit Blick auf städtische Bedeutungskontexte lässt sich daher die wechselseitige Denotation verschiedener Signifikate, durch die das Imaginäre einer spezifischen Stadt aufgespannt wird, als eine Form metonymischer Bedeutungsverschiebung verstehen. Das Imaginäre einer Stadt wird durch die synekdochische Logik der Images aufgerufen und stabilisiert sich durch die damit verbundenen metonymischen Kontiguitätsoperationen.

Von der *Metonymie* unterscheidet Jakobson die *Metapher*. Der metaphorische Modus Operandi besteht darin, auf Grundlage von Similaritäten Wortersetzungen vorzunehmen (Vgl. Jakobson 1956: 166f.). Daher nennt Jakobson die *Metapher* auch »Ähnlichkeitsassoziation« (Vgl. Jakobson 1935: 202). Gleichzeitig weist er darauf hin, dass die *Metapher* im Unterschied zur *Metonymie* einen Zeitindex mit sich führt. Da die *Metonymie* eine Kontiguitätsoperation darstellt, also auf der syntagmatischen Ebene operiert (Vgl. Saussure 2001: 147ff.), beruht sie darauf, dass »zwei oder mehr Teile in einer gesprochenen Reihe gemeinsam auftreten«, was Jakobson mit Saussure als »in praesentia« (Jakobson 1956: 166) bezeichnet. Die *Metapher* dagegen operiert mit Gedächtnisreihen »in absentia« (Ebd.: 166), also mit paradigmatischen Reihen, die auf verschiedene »Assoziationsgruppen« (Saussure 2001: 155) verweisen und so verschiedene, potenzielle Bedeutungshorizonte eröffnen.

Die metonymischen Bedeutungsverschiebungen verweisen auf einen gegenwärtigen Zusammenhang. Mit ihnen lassen sich aktuelle Bedeutungsausdehnungen, also synchrone Ausdehnung des städtischen Bedeutungskontextes, erfassen. Die *Metaphern* – verstanden als »lebendige Metaphern« (Vgl. Ricœur 2001) – betreffen dagegen Nicht-Gegenwärtiges, insofern sie als »in absentia« auf mögliche (andere) Bedeutungen verweisen. Die *Metaphern* sind daher auf die diachrone Dimension, auf den Bedeutungswandel, bezogen. Der metaphorischen Funktion wohnt etwas Schöpferisches (Vgl. Lacan 1957: 191) inne. Sie erschließt einen neuen Bedeutungssinn, indem